Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 16 (1960)
Heft: 6

Artikel: Ein unbeachtetes Argument für die Kleinschreibung
Autor: Wolf, Siegmund A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420625

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein unbeachtetes Argument für die Kleinschreibung

Von Siegmund A. Wolf, Berlin

Wer Hugo Mosers „Groß- oder Kleinschreibung?“ (Duden-Beiträge, Heft 1. Mannheim 1958) aufmerksam gelesen hat, darf mit einigem Recht behaupten, über dieses „Hauptproblem der Rechtschreibreform“ ausreichend unterrichtet zu sein. Mosers Grundhaltung berührt sehr sympathisch, zumal er sich wirklich bemüht hat, Verfechtern und Gegnern der Kleinschreibung gerecht zu werden. Moser neigt wie wohl jeder, der mit wissenschaftlichem Rüstzeug an die Frage heran geht, zum Bejahen der Kleinschreibung. Deshalb wirkt es etwas verwirrend, wenn er u. a. beim Bemühen um Luther als vermeintlichen Beförderer der Großschreibung nicht zwischen handschriftlicher und gedruckter Wiedergabe unterscheidet.

Denn es ist unlogisch festzustellen: „Die *Schreibung* der Lutherischen Bibelübersetzung zeigt deutlich die Entwicklung zur Majuskel“, um dann als Beweis dafür *gedruckte* Bibeln zu zitieren. Tatsächlich ist ja damit nichts weiter bewiesen, als daß die für Luther arbeitenden Druckereien — im konkreten Fall in erster Linie die in Wittenberg — zunehmend Majuskel-Letternmaterial beschafft und selbstverständlich dann auch verwendet haben. Etwas ganz anderes wäre es, anhand von Manuskripten sorgfältig zu prüfen, ob Luther langsam zur Großschreibung übergegangen ist. Offensichtlich ist Moser hier unwillkürlich dem Anachronismus erlegen, im Druckbild früherer Jahrhunderte die peinlich genaue Manuskriptwiedergabe zu erblicken. Davon kann jedoch gar keine Rede sein: die Drucke des 15. und 16. Jahrhunderts bieten günstigsten Falls die Manuskripte wörtlich, aber nicht buchstäblich, und schon gar nicht in der Groß- und Kleinschreibung des Autors.

Die Frage spielt an sich eine unwesentliche Rolle für die gegenwärtige Diskussion. Aber wenn irgendeine Seite vermeint, sie zugunsten der Großschreibung anführen zu können oder zu sollen, dann müßten vorher Umstände geklärt werden, die zum Teil überhaupt nicht von Philologen, sondern nur von sublimen Kennern der Entwicklungsgeschichte der Drucktechnik, des Letternmaterials und der Druckergewohnheiten behandelt werden können. Es wäre ferner zu fragen: Was wollte der Drucker? Hatte er die Absicht, das ihm vorliegende Manuskript getreulichst mit allen Ei-

genarten der Schreibung wiederzugeben ohne Rücksicht darauf, was für ein Druckbild sich ergeben würde? Oder schwebte ihm als handwerkliches Ziel noch die ästhetisch befriedigende handschriftliche Buchseite vor? Man wird diese letzte Frage bejahen müssen. Denn der Drucker z. B. der Lutherzeit hatte ja in der Offizin noch oft genug mit älteren handgeschriebenen Büchern zu tun: nicht selten dienten sie ihm als „Manuskript" für seine Neuausgaben.

Wie gesagt: die Frage, warum, weshalb und wodurch die Majuskelschreibung an Boden gewinnen konnte, ist interessant genug, sollte aber erst geklärt werden, ehe man das vorweggenommene Ergebnis in die Diskussion um Groß- und Kleinschreibung wirft. Jedoch dies nur vorab und am Rande bemerkt.

Bekanntlich führen manche Verfechter der Großschreibung — und es sind nicht die schlechtesten Vertreter ihres Standpunkts! — die sozusagen arteigene Verbindung zwischen der deutschen Sprache und dem gegenwärtigen Schriftbild an. Nun ist nicht alles Historische das Ergebnis einer zwangsläufigen Entwicklung, und die Schreibgewohnheiten sind es schon gar nicht. Aber mit Idealisten ist logisch schwer zu rechnen, und die Vorkämpfer des Arteigenen wappnen sich gern mit Nebensächlichkeiten. (Man erinnere sich des Unlogischen und Unhistorischen, das die glücklicherweise wohl nun aussterbenden Kämpen für die „deutsche" Schrift seinerzeit alles vorgebracht haben!) Moser hat auch hierzu alles Nötige vermerkt. Aber die Gegner der Kleinschreibung erwidern auf alle Beispiele der Zweckmäßigkeit der von ihnen bekämpften Reform: Ja, ja, schön und gut, aber die französische oder die englische Sprache sind nun einmal nicht mit unserer Muttersprache vergleichbar.

Es ist mithin keineswegs überflüssig, den Verfechtern der Kleinschreibung ein bisher leider und merkwürdigerweise völlig übersehenes Argument darzubieten, mit dem sie die „Arteigenen" zum Verstummen bringen können. Das Argument hat noch einen zusätzlichen Vorzug z. B. vor der oft als Begründung für die Reform angeführten Sitte der Brüder Grimm und anderer Germanisten, die Kleinschreibung anzuwenden. Hierbei handelt es sich nämlich um eine letztlich künstlich wiederbelebte Schreibgewohnheit, also im Sinne der „Arteigenen" um nichts geschichtlich Gewordenes. Hingegen fällt bei unserem Argument auch dieser Einwand fort.

Unser Argument ist die jiddische oder jüdischdeutsche Sprache. Auch der wildeste Kulturpolitiker hat bisher noch nie bezweifelt,

daß es sich um eine deutsche Nah-, Neben- oder Beisprache oder auch nur um einen deutschen „Jargon" handelt. Kurz und gut: das Jiddische kennt überhaupt nur die Kleinschreibung. Und zwar nicht deshalb, weil es heutzutage mit hebräischen Quadratlettern gedruckt wird. Denn merkwürdigerweise ist aus der hebräischen Kursive auf deutschem Boden und im angrenzenden Osteuropa, wo Jiddisch heimisch geworden war, eine besondere Schrift für das Jiddische entwickelt worden. In dieser sogenannten rabbinischen, Raschi- oder Weiberschrift, die übrigens im Gegensatz zu der monumentalen Quadratschrift ein ziemliches Augenpulver darstellt, sind nun seit Gutenberg bis ins 19. Jahrhundert die jiddischen Bücher gedruckt worden. Dabei hätten z. B. Majuskeln unschwer durch Quadratlettern angedeutet oder ersetzt werden können, genau so, wie Überschriften und Kapitelanfänge meistens durch Quadratlettern hervorgehoben wurden. Aber man hat das nicht getan. Warum wohl nicht? Nun, einfach deshalb nicht, weil das Jiddische — und das ist in diesem Fall nichts anderes als unser spätes Mittelhochdeutsch! — in sich gar nicht den angeblich arteigenen Keim zur „historisch zwangsläufigen Differenzierung" von Groß- und Kleinbuchstaben getragen hat.

Man komme nicht mit dem Einwand, hier hätten hebräisches Denken und hebräisches Schriftbild das der deutschen Sprache Eigentümliche überlagert oder überwältigt! Der Einwand ist unbegründet und wäre auch zu billig. Denn immerhin mußte ja bei der Entwicklung der jiddischen Lettern das Problem der graphischen Darstellung der Vokale gelöst werden. (Ein Problem, welches das Hebräische bekanntlich durch Hilfszeichen oder -symbole löst, d. h. ohne eigentliche Vokalbuchstaben.) Außerdem waren die jüdischen Frauen des spätmittelalterlichen Deutschlands des Hebräischen unkundig; für sie aber wurde die jiddische Literatur vornehmlich geschaffen.

Nein, das Jiddische ist deshalb bei der Kleinschreibung verblieben, weil sie zur Zeit seines ersten Zwangs-Exodus gen Osten in Deutschland noch herrschte. Es hat die Kleinschreibung mit genau der gleichen Treue bewahrt, wie es jene Vielzahl mittelhochdeutscher Ausdrücke konserviert hat, die bei uns seit Jahrhunderten verhallt sind. Offensichtlich hat auch der jüdische Scharfsinn das Fehlen von Majuskeln niemals als verständnishemmend empfunden. Denkt man daran, daß das Jiddische beim Lesen nun tatsächlich bestimmte andere Schwierigkeiten mit sich bringt — ihre Erörterung würde hier zu weit führen —, daß aber die sonst der Schulbildung unteil-

haften jüdischen Frauen das gedruckte Schriftbild erfaßten und meisterten, dann möchte man schamvoll sein Haupt verhüllen, wenn heute germanistische Koryphäen die Großbuchstaben angeblich zum Verstehen des Gelesenen zwingend benötigen!

Im übrigen sind im Jiddischen noch andere Probleme, mit denen eine Totalreform unserer hoffnungslos erstarrten Rechtschreibung sich erst herumschlagen müßte, gar nicht erst erwachsen. Aber gehen wir doch einfach von der Theorie zur Praxis über: etwas aus dem Jiddischen transkribierter Text ist aufschlußreicher als alle Darlegungen. Zuerst ein kleiner Abschnitt aus einer historischen Erzählung:

„in dem land spanis kamen di gojim (Nichtjuden) un' sprachen, si heten gefunden ein toten goi (Nichtjude) in ein judenhaus. da war alda vor dem kinig sein rather un' redt ser vil bes auf di juden. da sprachen si zu dem kinig, er solt si recht helfen iber di juden; aber wo es der kinig nit ton wert, da wolten si sich mit ir hand rechnen an den juden. da sprach der kinig: sei gelobt der almechtig got, der wahrhaftig richter; nun wil ich enk weisen enker falsche un' unrechte sachen, un' das wil ich enk weisen, dermit irs enkern kindern, di nach enk kumen, sagen solt."

Wer wird vorgeben, er könne das infolge der durchgehenden Kleinschreibung nicht verstehen? Wohl niemand. Aber noch eine für unsere der Majuskeln als Verständnis-Krücken so bedürftigen Koryphäen: das Jiddische kennt auch keine Satzzeichen. (Im Text oben sind sie nachträglich eingefügt worden.) Entsetzlich, nicht wahr, so ohne Komma, Frage- und Ausrufungszeichen, und vor allem ohne das geliebte Semikolon auskommen zu müssen? Noch gräßlicher zu hören, daß nicht einmal der Satzschluß immer durch einen Punkt — d. h. durch ein sternchenähnliches Zeichen angedeutet ist! Und trotzdem verstanden die schulisch unverbildeten Leser sogar schwierigste und längste Schachtelsätze z. B. in religionsphilosophischen Abhandlungen. Um auch hier sogleich einem eventuellen Einwand zu begegnen: Nein, die jüdischen Frauen und Mädchen waren nicht „talmudisch geschult". Sie hatten nur schlicht und einfach lesen gelernt. Nichts weiter. Vielleicht wäre auch uns etwas mehr Gehirntraining nützlich, etwas mehr Mühe beim Lesen. Dann würden wir nicht so sehr allem Gedruckten glauben, über das wir mühelos mit den Augen — und mit dem Verstand — hinweghuschen. Lesen Sie einmal:

„al mein tag hab ich nit gesehn ein hirschen der ein grosen last hat getragen oder ich hab nit gesehn das ein fuchs ein kremer is

gewesen un' si sein doch nit hunger gestorben un' di dasige sein nit anderst beschafen geworden als um mir zu dinen un' ich bin beschafen geworden das ich hakodosch boruch hu (Gott) sol dinen nun lern ich ma doch di dasigen di seinen worden beschafen das si mir soln dinen . . ."

Das geht noch eine ganze Weile so weiter, aber es sei genug. Denn es reicht aus, um zu zeigen, daß auch derartige Schriftbilder mit dem Auge erfaßt und mit dem Verstand aufgegliedert werden können. Aber kehren wir nun auch zum Ausgangspunkt zurück. Nach dem Dargelegten und vor allem nach den beiden Textproben wird niemand bestreiten, daß es sich beim Jiddischen um etwas Deutsches handelt. Und es dürfte auch bewiesen sein, daß derartiges Deutsches nur in Kleinschreibung auf dem Papier festgehalten wurde. Damit aber ergeben sich für jeden Einsichtigen einige Folgerungen, vielleicht auch Aufschlüsse. Etwa im Sinne von „Man sagt ‚Bibel' und man meint ‚Kattun'". Also etwa: Man sagt ‚deutsche Eigenart' und man meint . . . Man sagt ‚geschichtlich Gewordenes' und man meint . . . Ja, was meint man wohl?

Sprachliche Mißverständnisse

Von Dr. Hans Sommer *(2. Fortsetzung)*

Einen sehr verschlungenen Weg, der auch in volkskundlicher Hinsicht von Interesse ist, hat das *Tausendgüldenkraut* hinter sich. Die Alten nannten es Centaurea, zu Ehren des heilkundigen Centauren Chiron, den schon die Ilias rühmt. Eine spätere Zeit, die nichts mehr von den Centauren wußte, zerlegte das Wort in centum = hundert und aurum = Gold. Damit war ein Hundertguldenkraut geschaffen. Aber da hundert als Übertreibungszahl nicht sehr beliebt ist — man sendet tausend Grüße, sagt Vergelt's Gott tausendmal, spricht von einem Tausendsassa und vom Tausendfüßler — machte die weiterschaffende Umdeutungskraft des Volkes aus einem Hundert- ein Tausendgüldenkraut. Die so zustandegekommene Lehnübersetzung tritt zuerst in einem Herbar von 1485 auf.

Außer den romanischen haben zahlreiche andere fremde Sprachen das Werden der deutschen mitbestimmt. Glücklicherweise ent-